

„Fantastische Welt(en) in Geschichten - von der Bedeutung der Vorstellungskraft als Schlüssel für ein wachsendes Lese- und Weltverständnis“ / von Susanne Brandt

Kennen Sie das Phantastische Binom?

Binom – das meint in der Mathematik die aus zwei Gliedern bestehende Summe oder Differenz. Aber was kann an einem solchen Begriff aus der strengen Formelsprache phantastisch oder phantasievoll sein?

Und was hat ein solcher Begriff im Kontext von Lese- und Sprachförderung zu suchen?

Der Begriff wurde von dem italienischen Journalisten und Kinderbuchautor Gianni Rodari (1920-1980) geprägt und zwar in seinem Grundlagenwerk von der „Grammatik der Phantasie“ aus den 1970er Jahren.

Auch bei dem Titel „Grammatik der Phantasie“ lässt sich bereits ahnen:

Der Autor liebt das Spiel mit ungewöhnlichen Begriffspaaren. Und damit ist auch schon eine Menge über das Wesen des „Phantastischen Binoms“ gesagt: Ein „Phantastisches Binom“ inspiriert dazu, zunächst unverbunden scheinende Begriffe in einen neuen Kontext und Sinnzusammenhang zu stellen und lässt auf diese Weise eine neue, oft erstaunliche Geschichte und Wirklichkeit entstehen.

Gianni Rodari (1920-1980) stellt in seiner kreativen und spielerischen Spracharbeit mit Kindern fest, dass ein ungewöhnlicher Kontrast, eine Lücke (oder mathematisch gesprochen: eine Differenz) zwischen zwei sehr unterschiedlichen Begriffen danach drängt, die Lücke logisch zu füllen. Im lebendigen Austausch mit Kindern erkennt und nutzt er den *„Gebrauch der Phantasie mit dem Ziel, eine aktive Beziehung zur Realität herzustellen“*. Er glaubt also, dass wir die Phantasie brauchen, um uns die Wirklichkeit zu erschließen.

Und beim lesenden Erschließen von Texten brauchen wir die Phantasie ebenso.

Die Beschäftigung mit Gianni Rodaris „Grammatik der Phantasie“ lässt daher den Schluss zu, dass eine kreativ gestaltende Sprach- und Leseförderung - und dabei ganz besonders die kreativen Impulse, die vom phantastischen Binom ausgehen - weit mehr bedeuten und bewirken als einfach nur ein unterhaltsames Sprachspiel.

Schon im Vorschulalter kann die Herausforderung, zwei kontrastreiche Begriffe durch mündliches Fabulieren in einen Zusammenhang zu bringen, einen bemerkenswerten schöpferischen Denk- und Erfindungsprozess im Gehirn auslösen, bei dem verschiedene Hirnareale in Verbindung zueinander treten: Auf der Suche nach einer Lösung für das scheinbar Unüberbrückbare zwischen zwei einander völlig fremden Begriffen geschieht die Konstruktion einer neuen Wirklichkeit durch Kreativität.

In meiner bald 40jährigen Sprach- und Leseförderpraxis habe ich dieses Phänomen unzählige Male in der Praxis beobachtet, weitergedacht, mit einfließen lassen in verschiedene Methoden zum kreativen Gestalten mit Sprache.

Ich denke besonders an Erlebnisse zurück, die ich mit Kindern draußen in der Natur sammeln konnte. Denn dort in der wild gewachsenen, nicht vorsortierten Umgebung ist die Fülle an kontrastreichen Inspirationen zum Erzählen besonders groß:

Da taucht in der knorrigen Struktur der Baumrinde plötzlich ein Gesicht auf. Und unten an den Wurzeln wachsen Pilze, die aussehen wie weiße Hühnereier.

Wie könnte eine Geschichte die beiden eher zufällig entdeckten Phänomene und Assoziationen miteinander verbinden?

Eine andere Szene: Hoch oben im Baum schaukelt eine Krähe auf ganz zart und zerbrechlich wirkenden Astspitzen. Wir legen die Köpfe in den Nacken und staunen. Einer spricht von Mut. Ein anderer von jener Angst, die eine Krähe wohl fremd ist: Sie muss sich ja nicht davor fürchten, in die Tiefe zu stürzen.

Eine zufällige Beobachtung also, wie man sie draußen im Freien überall machen kann, ein Gedanke, ein Stichwort, ein weiteres Phänomen, das sich unverhofft ins Bild mischt – so fangen Geschichten an. Weil wir Menschen als kreative Brückenbauerinnen und Brückenbauer in der Welt der Worte geboren sind!

Wie daraus eine Krähengeschichte entstanden ist? Hören Sie selbst:

Kennst du das Geheimnis der Krähe?

Sie sitzt hoch oben in der Spitze des Baumes. Dort, wo die Zweige ganz zart und zerbrechlich sind. Da gibt es keinen Halt.

Der starke Stamm ist viel weiter unten. Dort oben ist sie ganz dem Wind ausgesetzt. Warum hat sie sich ausgerechnet diesen schwankenden Platz ausgesucht?

Sie sitzt dort heute. Wer weiß, wie lange schon?

Vor einem Jahr vielleicht, da war ihr Platz eher weiter unten beim verlässlichen Stamm des Baumes. Wenn sie von dort nach oben schaute, dann sah sie dort oben eine andere Krähe sitzen. Die war etwas älter. Und die krächzte laut ihr „Kräh“, „Kräh“ – so wie wir es von unseren Spaziergängen kennen.

Für uns ist die Krähensprache ein Geheimnis. Wir verstehen sie nicht. Aber die Krähen untereinander, die verstehen sich. Und so hörte auch die Krähe damals, vor einem Jahr, was die andere Krähe hoch oben im Baum zu erzählen hatte:

„Hier oben ist die Weite! Hier oben schaust du ganz anders in die Welt! Du siehst den Himmel. Du siehst das Meer. Und du siehst, wie groß und vielfältig die Erde ist.

Du siehst wie alles zusammengehört.“

Gern hätte die Krähe unten am Baum alles das auch gesehen. Aber es gab etwas, was größer war als ihre Sehnsucht nach dem weiten Blick: Und das war die Angst.

Die Angst war so groß und mächtig, dass es unmöglich schien, sie zu überwinden:

Sie sah, wie dünn die Äste dort oben waren. Wie leicht sie brechen könnten unter dem Gewicht einer nicht ganz kleinen Krähe. Schließlich ist eine Krähe ja keine Blaumeise.

Sie hatte in ihrem jungen Leben noch nicht erfahren können, wie das gelingen kann: die Balance zwischen dem Kleinen und dem Großen, dem Leichten und dem Schweren...

Irgendwann kam die andere Krähe von der Spitze des Baumes herunter.

Da nutzte die ängstliche Krähe die Gelegenheit, um sie zu fragen:

„Sag mir, hast du denn keine Angst, so hoch oben im Baum, dort wo die Äste so zart und zerbrechlich sind?“

Die andere Krähe schaute sie freundlich an und nickte:

„Ich verstehe deine Angst. Ich kenne sie sogar. Denn am Anfang hatte ich diese Angst auch. Dann aber habe ich gelernt zu vertrauen. Ich habe an das gedacht, was mir vertraut ist, was ich besonders gut kann: das Fliegen!

Bald war der Platz da oben schon gar nicht mehr so unheimlich für mich. Bei meinem ersten, noch vorsichtigen Besuch dort oben habe ich außerdem erfahren, dass die zarten Äste da oben im Wind auch erst lernen mussten, ihren besonderen Möglichkeiten zu vertrauen:

Sie können nämlich besonders gut elastisch sein.

Auch wenn sie so dünn und brüchig wirken - sie sind es nicht! Mit ihrer Beweglichkeit sind sie erstaunlich haltbar. Und ich, ich darf darauf vertrauen, dass ich fliegen kann, wenn ich falle. Seitdem ist der Platz da oben der schönste Platz, den ich mir vorstellen kann.“

So ist für die Krähe, die heute dort oben sitzt, ein großer Wunsch in Erfüllung gegangen: Sie hat sich getraut. Sie vertraut den zarten Zweigen.

Und sie vertraut darauf, dass sie fliegen kann, wenn sie fällt.

Habt ihr das „Kräh“, „Kräh“ gehört? Vielleicht will sie uns genau dieses Geheimnis erzählen!

Soweit die Geschichte.

Nochmal zur Erinnerung: Am Anfang der Geschichte stand ein Blick in die Spitze des Baumes, ein kurzer Dialog, zwei Stichworte – Angst und Mut beim gemeinsamen Betrachten einer Krähe. Das alles geschah ungeplant, spontan, intuitiv – und ebenso intuitiv ist daraus mit Kreativität und Phantasie als unentbehrliche Zutaten der Wirklichkeit eine Geschichte geworden, die nun wiederum zum Brückenbauen anregt:

Ob diese Geschichte auch dabei helfen kann, Ängste beim Lesenlernen zu überwinden? Lässt sich die Geschichte vielleicht so oder auch ein bisschen anders erzählen, um Kindern etwas mit auf den Weg zu geben, die beim Lautlesen mit Ängsten zu kämpfen haben? Denn ich weiß, dass es viele Kinder gibt, die davon betroffen sind.

Ich glaube, dass solche Geschichten eine Überleitung zu behutsamen Gesprächen sein können, gerade dann, wenn Kinder sich nicht trauen, persönliche Ängste direkt anzusprechen. Geschichten sind Brücken – gerade auch in solchen Situationen.

Wir wissen aus der Leseforschung, dass das sinnentnehmende Lesen die Fähigkeit braucht, permanent Brücken zu bauen zwischen der Bedeutung einzelner Wörter im Satz, zwischen Handlungssträngen, zwischen logischen Sinneinheiten, die am Ende eine Geschichte ergeben. Und ja: Auch im Gespräch zwischen Menschen, um Bilder und Worte zu finden für sensible Themen.

Lesende sind also permanent Brückenbauerinnen und Brückenbauer – sonst bliebe das Lesen eine Aneinanderreihung von Vokabeln, die sich nicht zu einem sinnvollen Text verbinden.

Das phantastische Binom – also die Kunst, wunderbar ideenreich Brücken zu konstruieren und dabei eine tiefe Selbstwirksamkeit und Freiheit zu erleben – ist vielleicht die Königsdisziplin dieser Fähigkeit, die bereits vor der Schriftlichkeit beginnt und im Mündlichen angeregt werden kann.

Das lässt folgende Thesen zu:

- Realität und Phantasie sind keine Gegensätze, sondern brauchen und inspirieren einander: Phantasie schöpft seine Worte und Bilder aus einem unermesslich großen Vorrat, den wir in der Realität – wie etwa beim Blick in die Baumspitzen oder beim Beobachten eines Vogels - sammeln.
- Kreativität und Vorstellungskraft sind unentbehrliche Zutaten bei jedem Lern- und Leseprozess. Sie werden geweckt durch die Suche nach sinnstiftenden Zusammenhängen, die ohne Phantasie, ohne das „über das Reale hinausdenken“ nicht zur Entfaltung kommen und so die große Chance der intrinsischen Motivation verpassen könnten.
- Deshalb ist es so wichtig, Kinder durch phantastische Geschichten mit interessanten und inspirierenden Inhalten – vorgelesen, frei erzählt, gemeinsam erdacht – am spannenden und lebendigen Wechselspiel von Phantasie und Wirklichkeit teilhaben zu lassen. Es mag viele sorgfältig konstruierte Lesertexte gebe, die als Übungsmaterial zwar gut zu bewältigen sind, sich inhaltlich aber als zu vorhersehbar, als zu dicht und spannungslos erweisen, um die Lust am Brückenbauen durch offene Fragen und Geheimnisse zu wecken.
- Vergessen sie nie: Lesen lebt von der Kunst und der kreativen Erfahrung, sinnvolle Verbindungen herzustellen – zwischen Buchstaben, Satzteilen, Sätzen, Inhaltsabschnitten, Anfang und Ende.
Verbindungen gelingen nicht ohne Vorstellungskraft. Und eben diese Vorstellungskraft braucht immer auch die Energie der Phantasie.

Erlauben Sie mir deshalb hier einen kleinen Exkurs in die Welt der Geschichten, in der sie als Lesepatinnen und -paten eine entscheidende Rolle spielen:

Vorlesen und Erzählen – das ist ein lebendiges Geschehen zwischen dem Anderen und mir. Das Andere, das sind Menschen wie Sie, wie du und ich – aber das ist zugleich die Umgebung, der Raum, die Natur, die Landschaft, die Stimmung, das Unverhoffte und nicht Geplante im Moment des Zusammenseins – manchmal auch das Überraschende in mir selbst.

Entscheidend sind nicht die idealen Rahmenbedingungen und die perfekt beherrschte Technik des Lesens, des Vorlesens und Erzählens – entscheidend ist, dass Menschen das Geschehen als so lebendig erfahren, dass sich niemand vor dem Unperfekten, dem Überraschenden, der ungeplanten Situation fürchten muss.

Das Lebendige schließt die Improvisation und die Umwege, das wechselseitige Entdecken, das gemeinsame Gestalten, manchmal auch das Scheitern und den Neuanfang mit ein.

Was uns in diesem lebendigen Prozess verbindet, ist eine Geschichte, vielleicht als Text auf dem Papier, vielleicht begleitet von Illustrationen, vielleicht auch nur als Erinnerung im Gedächtnis.

Aber da ist noch viel mehr, was sich plötzlich einmischt in diese gemeinsam verbrachte Zeit: ein Blick, eine Geste, die Lichtverhältnisse, das Vorher und die Erwartung an das Nachher.

Ich glaube, so ist es – und so ist es seit einer unüberschaubar langen Zeit an Jahrtausenden. Immer schon haben Menschen sich Geschichten erzählt, haben sich vielleicht erstmal still für sich die Geschichte des eigenen Lebens erzählt, um sich zu vergewissern, zu trösten, sich selbst zu ermutigen, dass es anders werden, vielleicht einen guten Verlauf nehmen kann.

Immer schon haben Menschen Geschichten miteinander geteilt, haben beim Zuhören und Erzählen beieinandergesessen oder erzählend lange Wege zurückgelegt. Denn der lebendige Umgang mit Imagination, mit Vorstellungskraft – mit dem, was eine Geschichte zur Geschichte macht - gehört ganz elementar zum Menschsein dazu, hat über die Jahrtausende eine Vielfalt an Ausdrucksmöglichkeiten entwickelt – so verschieden eben, wie wir uns selbst und das, was uns am Herzen liegt, deuten, gestalten, mit anderen teilen, anderen mitteilen möchten.

Geschichten aber, geschöpft aus dem tiefen Meer der Imagination, bleiben eigensinnig, lassen sich nie ganz vereinnahmen, tragen immer Funken in sich, die von Mensch zu Mensch überspringen können: eine Frage wecken, die Phantasie entfachen, vielleicht sogar eine Sehnsucht zum Glühen bringen. Weil es eben nicht bei dieser einen Geschichte bleiben soll. Weil es nicht bei dieser einen Geschichte bleiben kann. Weil sich das ganze Leben aus phantastischen Geschichten zusammensetzt, die mit mir und der Welt verbunden und verstrickt sind.

Lesen – das ist eine Möglichkeit, diese Verbindung lebendig zu halten. Gewiss gibt es noch andere. Auch Menschen, die nicht lesen können, kennen die Kraft der Geschichten und der Imagination als Lebensbegleiterinnen. Das Lesen allerdings, erweitert die Unabhängigkeit und die eigene Gestaltungsfreiheit in der lebendigen Begegnung mit Geschichten. Und das ist etwas enorm Verlockendes!

Phantastische Geschichten können genau diese Verlockung des Lesens besonders intensiv spürbar werden lassen, weil sie der eigenen Imaginationskraft einen großen Freiraum öffnen, in dem man hüpfen, tanzen, spielen oder auch zur Ruhe kommen kann – am besten so, dass das ganz von allein und nicht manipulativ und absichtsvoll geschieht.

Oder um es mit Gianni Rodari zu sagen:

„Um (die Gesellschaft) zu verändern, bedarf es kreativer Menschen, die es verstehen, Gebrauch von ihrer Imagination zu machen...“ (Gianni Rodari, aus: Grammatik der Phantasie, S. 176)

Wie sich dieses kreative und spielerische Miteinander von Sprache und Imagination nicht allein durch Geschichten, sondern auch durch Gedichte für Kinder zu Beginn ihrer Schulzeit entfalten lässt, möchte ich Ihnen gern an einem Beispiel aus dem Werkstattbuch von Eva Maria Kohl¹ verdeutlichen, das mich bereits seit 30 Jahren begleitet und für die Praxis immer wieder inspiriert:

Sie beschreibt darin eindrucksvoll, wie Kinder behutsam und sinnlich hineinfliegen können in die Welt der Poesie – vorausgesetzt, wir schenken ihnen dafür Gehör, Offenheit, Freiraum und Aufmerksamkeit für die Wahrnehmungen, die Spontaneität und Sinnlichkeit im Spiel mit inneren Bildern und Einfällen (hier Textbeispiel S.62-67).

„Die (...) Stunde gehörte zu den glücklichsten, die ich je mit Kindern erlebt habe. Musik und Sprache nahmen sich in den Arm und wurden ein Paar.“ (Eva Maria Kohl: Spielzeug Sprache – ein Werkstattbuch, 1995, S. 66)

Lassen Sie uns zum Schluss noch einmal das Gehörte sortieren:

Am Anfang dieses Vortrags stand das phantastische Binom als Tür in die Welt der Geschichten – wie jene Krähengeschichte, die aus den Astspitzen eines Baumes hervorgewachsen ist. Und auch in den eben zitierten Schilderungen von Eva Maria Kohl waren es inspirierenden Eindrücke aus der Natur, verbunden mit inneren Bildern, aus denen sich nach und nach literarische Texte von großer Poesie formten und ganz organisch in erste Erfahrungen mit dem Lesen und Schreiben mündeten.

Nun zum Abschluss kehren wir nochmal zu den Bäumen zurück, spazieren durch einen Wald, schauen jetzt aber nicht nach oben, sondern gehen sozusagen in die Knie – dorthin, wo die unterirdischen Wurzeln so manches Geheimnis preisgeben können, zur „Sprache der Farne“:

Es gibt sie, die Geheimnisse der Erde. Aber sie lassen sich nicht so leicht finden. Man sagt, dass die Farne im Wald uns etwas davon erzählen können. Mit ihren feinen unterirdischen Wurzeln formen sie Zeichen einer sehr alten Sprache. Um die Zeichen zu entziffern, müsste man ihre Wurzeln ganz, ganz vorsichtig freilegen. Doch wenn jemand danach greift, zerbrechen sie zwischen den Fingern.

Vor langer Zeit aber, da war draußen bei den Büschen und Bäumen auch das Waldvolk zuhause. Die waren noch vertraut mit der alten Sprache. Denn sie wussten, mit den zarten Wurzeln gut umzugehen. Und so gaben sie immer etwas von den Geheimnissen der Erde an ihre Kinder weiter. Nur den Menschen verrieten sie nichts davon.

Neugierig waren sie allerdings auch. Und so kam es manchmal vor, dass sich diese kleinen Waldwesen bei Dunkelheit aus dem Gebüsch wagten, um zu den Hütten der Menschen zu schleichen, die am Waldrand wohnten.

Dann spähten sie durch die Ritzen zwischen den Brettern, aus denen die Häuser gebaut waren. Nur im Licht der Kerzen hatten sie für eine kurze Zeit Gelegenheit, etwas vom Leben der Menschen zu erfahren. Doch wehe, sie wurden entdeckt! Dann huschten sie blitzschnell ins Gebüsch zurück.

Eines Abends aber, da kamen viele Menschen bei Dunkelheit aus ihren Hütten heraus, um gemeinsam zu feiern. Sie zündeten ein Feuer an und tanzten, sangen und lachten die ganze Nacht. Erst als schon der Morgen dämmerte, gingen sie zurück in ihre Hütten. Nur ein Paar Holzschuhe, das blieb draußen vor der Tür zurück.

Da nun alles ganz still war, trauten sich einige aus dem Waldvolk bis an die Hütte heran, um sich diese seltsamen hölzernen Füße aus der Nähe anzuschauen. Ein Waldwesen traute sich sogar, ganz hineinzuschlüpfen. In diesem Moment aber fing der Schuh plötzlich zu tanzen an. Das Waldwesen wirbelte mit ihm hin und her und wusste bald nicht mehr, wo unten und oben war. Und der Zauber nahm kein Ende!

Es rief um Hilfe. Doch inzwischen war es hell geworden. Da waren die anderen aus dem Waldvolk längst in ihren Unterschlupf zurückgekehrt. So musste das Waldwesen weiter tanzen und tanzen und tanzen – bis es erschöpft zu Boden sank.

Als die Leute aus dem Haus es dort fanden, trugen sie es in eine enge Kammer und bettelten Tag für Tag, ob es ihnen nicht die Geheimnisse der Erde verraten wolle. Als Lohn dafür würden sie es dann auch gleich wieder freilassen. Das Waldwesen aber blieb stumm.

Nachts schlichen andere Waldwesen zurück zur Hütte, hörten das Jammern in der Kammer und flüsterten durch die Risse der Bretter: „Du darfst ihnen kein Geheimnis verraten. Denn die Geheimnisse der Erde sind nichts für jene die denken, dass sie das Wilde einsperren und beherrschen können.“ Und weil das gefangene Waldwesen weiter stumm blieb, ließen die Menschen es schließlich doch wieder laufen. So nahm es die Geheimnisse mit sich zurück in den Wald.

Seitdem waren die Waldwesen nicht mehr ganz so neugierig. Denn wer will sich schon fangen lassen?

Aber wir, so erzählt man sich, manchmal können wir von den Geheimnissen der Erde vielleicht doch etwas entdecken: im Flügelschlag eines Schmetterlings. Oder im leisen Plätschern des Baches. Oder im Duft des Waldmeisters. Oder dort, wo aus winzigen Wurzeln etwas Erstaunliches ans Licht wächst. Und immer dann, wenn es uns gelingt, die wilden zarten Zeichen zu erkennen.

*Inspiziert von einem überlieferten Märchen aus Frankreich nacherzählt von Susanne Brandt
Mündliche Quelle: Nomadische Erzählkunst
<https://www.youtube.com/watch?v=CFZQvab8XSM>*

ⁱ Eva Maria Kohl: Spielzeug Sprache. Ein Werkstattbuch. Luchterhand, 1995, S.62-67